Rezensionen

Autor(en): **Catrina, Werner / Collenberg, Adolf**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): **- (2009)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Rezensionen

«Hier hört man keine Glocken»

Peter Michael-Caflisch. Hier hört man keine Glocken. Geschichte der Schamser Auswanderung nach Amerika und Australien. Verlag hier + jetzt, Baden, 2008 (dritte Auflage 2009). 576 Seiten, 213 s/w-Abbildungen. ISBN - 978-3-03919-088-1.



Der Bündner Historiker Peter Michael-Caflisch dokumentiert und erzählt in einem reichhaltigen und berührenden Buch die Auswanderung aus dem Schamsertal nach Übersee. Wegen grosser Nachfrage legt der Verlag «hier + jetzt» das Buch nun in der 3. Auflage auf.

«In meiner Kindheit gab es für mich drei Orte auf der Welt: das Dorf Casti, wo ich wohnte, den Marktplatz Thusis und Kalifornien, wo fast alle Familienväter von Casti einmal gewesen waren», diesen Satz hörte Peter Michael, heute 59-jährig, immer wieder von seinem 1916 geborenen Vater, dem Pfarrer Jacob Michael, dessen Vater ebenfalls nach Amerika ausgewandert und mit einer vergoldeten Taschenuhr zurück gekommen war. Peter Michael wuchs in der Surselva und im Engadin auf. Die Auswanderung habe ihn schon als Kind beschäftigt, sagt er in seinem mit Büchern und Dokumenten angefüllten Holzhaus in Arezen am Eingang zum Safiental. Seine erste Arbeit zum Thema Emigration hat der Mann, der Sekundarlehrer mit den Fächern Deutsch, Französisch und Geschichte studierte, vor mehr als dreissig Jahren über Auswanderer aus seinem Schamser Bürgerort Casti geschrieben. Sein Buch «Hier hört man keine Glocken. Geschichte der Schamser Auswanderung nach Amerika und Australien» ist ein hervorragend dokumentiertes, spannendes und berührendes Werk.

Das Schams (rätoromanisch: Val Schons), südlich der Viamala, an der Strasse zu den Pässen Splügen und San Bernardino, war seit Jahrhunderten ein Auswanderungsgebiet. Manche Bauernsöhne aus dem Bergtal kämpften in fremden Heeren, zuweilen sogar gegeneinander, viele machten sich als Zuckerbäcker und Cafetiers von Venetien über Lüneburg bis Riga einen Namen. Doch die Initialzündung für die wohl heftigsten Auswanderungsschübe kam aus Kalifornien: Am 28. Januar 1848 legte der Zimmer-

mann James Wilson Marshall einige gelbe Körner auf den Tisch des Patrons Johann August Sutter, Herr über das kalifornische New Helvetia am Unterlauf des Sacramento-Flusses; Gold, das er per Zufall bei Arbeiten am American River gefunden hatte. Wie ein Lauffeuer erfasste die Fama vom Goldrausch Graubünden, und in Scharen machten sich die Schamser auf, ihr Glück in Amerika zu suchen. San Francisco, der wichtigste Sammelplatz der Goldsucher, zählte 1847 erst zweihundert Einwohner und wuchs innerhalb eines knappen Jahrzehnts rasant zur Metropole mit Einwanderern aus aller Welt. Am 16. Februar 1854 setzte eine weitere Meldung, diesmal im «Liberalen Alpenboten», die Bevölkerung des Alpentales in Aufregung: «Bereits ist kalifornisches Gold auch in die rätischen Berge gelangt. Chr. Rostetter von Ferrera und Giov. Pajarola, ehemaliger Handelsmann in Andeer, die im Jahr 1849 nach Wiskonsin ausgewandert waren, setzten, nachdem sie sich dort etwas erworben, ihren Weg fort nach Kalifornien, von wo sie seither nicht bloss einige tausend Franken an Geld, sondern auch echten kalifornischen Goldstaub ihren Anverwandten in Schams zuschickten.»
Allein von März bis Juni 1854 liessen 67 Einzelpersonen und neun Familien aus dem Schams in den Bündner Amtsblättern einen Auswanderungsruf drucken, eine Vorschrift des Kantons, um zu verhindern, dass Leute mit Schulden quasi durch die Hintertüre abhauen konnten. Die Auswanderung war im übrigen auch ein grosses Geschäft, namentlich für Reiseagenten, Jobvermittler und Schiffsfahrtunternehmen.

Vielfältige Quellen

Peter Michael hat in jahrzehntelanger Arbeit aus vielen Quellen ein beeindruckendes Mosaik der Schamser Auswanderung zusammengesetzt. Er arbeitete als Reallehrer in Versam und betrieb seine Forschungen zuerst nebenbei, 1996 wurde seine Frau Corinna als Lehrerin in Versam gewählt, er trat aus dem Schuldienst aus, wurde «Hausmann», wie er sagt, und widmet sich seither vollzeitlich der Auswandererthematik. Wichtig sind die Kirchenbücher, wo die Geburten und weitere Lebensstationen verzeichnet sind und einzelne Pfarrherren auch eintrugen, wann und wohin die Bürger auswanderten. Eine weitere unentbehrliche Quelle sind die Bürgerlichen Familienregister, die ab 1880 alle Gemeinden der Schweiz führen mussten und wo auch die Auswanderung verzeichnet wurde. Die Liste seiner Quellen um-

fasst mehrere Seiten, darunter sind eine ganze Reihe von Archiven wie das Staatsarchiv Graubünden, das Bundesarchiv in Bern und viele Gemeindearchive aber auch Passagierlisten von Ozeandampfern. Immer mehr an Bedeutung gewinnen im Internet abrufbare Datenbanken. Michael notierte anfangs seine Funde auf Karteikarten, später im Computer in elektronischen Dateien, die für einzelne Personen viele Seiten mit Zitaten und Verweisen umfassen. In seinem Buch werden 843 Männer, Frauen und Kinder dokumentiert, die das Schams ab etwa 1850 bis 1930 in Richtung Übersee verlassen hatten, ein erstaunlicher Exodus für ein Tal mit rund 1800 Einwohnern. Einige machten sich auf nach Australien und Neuseeland, der Hauptharst zog nach Amerika mit einem Schwerpunkt Kalifornien, 113 unternahmen auf der Suche nach einer neuen Existenz die weite Reise nach Australien. Nach und nach sprach sich die Auswandererforschung von Peter Michael herum und man lieh ihm Bündel von Briefen emigrierter Verwandter aus. Fast in jedem Schreiben gibt es Hinweise auf andere Auswanderer, das alltägliche Leben, politische Ereignisse oder auf Katastrophen wie das Erdbeben von San Francisco im Jahr 1906; die rund tausend gesichteten Briefe sind eine faszinierende Quelle für Informationen und Emotionen.
Die Berichte von Angehörigen oder anderen Dorfbewohnern, welche Auswanderer persönlich kannten, ergänzen das Bild. Und mehr und mehr kommen Nachfahren der Ausgewanderten auf der Suche nach ihren Wurzeln aus Übersee nach Graubünden und werden oft zu Peter Michael geschickt, der Neues erfährt und mit Namen und Adressen weiter helfen kann.

Entwurzelt

Auf den überfüllten Unterdecks der Passagierschiffe herrschten oft chaotische Zustände, die Bergler, von denen viele das Meer noch nie gesehen hatten, wurden seekrank oder steckten sich in der Enge mit gefährlichen Erregern an, einige starben noch auf den Schiffen. In New York angekommen, mussten sich manche mit knappsten Mitteln nach Westen durchschlagen, wo sie sich in einem der Zelt- und Barackenlager der Goldgräber niederliessen. «Wir errichteten aus Segeltuch mit einigen Pfosten ein schönes, grosses Haus, das keine Fenster aufweist und der Hütte auf Nursin (Alp am Schamserberg) gleicht», schrieb Bartholome Sutter am 1855 den Zurückgebliebenen aus dem Goldgräbercamp French Bar nach Mathon. Weil die Landsleute zusammenlebten

und sich gegenseitig beistanden, lernten sie kaum Englisch. Geschäftemacher und Kriminelle tummelten sich unter den oft frustrierten Glücksrittern. Ein Goldgräber-Pickel kostete drei Dollar, ein Regenmantel aus Wachstuch acht. «Das vierfache des Preises, den man im Schams dafür zahlt», wie Sutter weiter schreibt.

Existenzprobleme trieben viele aus dem Bergtal, andere lockte das Abenteuer. So schreibt der 1866 ausgewanderte Joachim Cantieni aus Pignia, der als Tagelöhner und Farmarbeiter in Wisconsin sein Auskommen fand: «Bis dato bin ich noch niemals gerauen gewesen, das ich hierher gekommen bin, nicht nur wegen verdienst, sondern auch, das ich noch ein kleinen Theil von der Welt zu sehen kommen bin.»

«Kummer und Verdruss drücken darnieder – Von Schamser Frauen in Übersee und Zuhause», heisst eines der Kapitel. Ein Bild zeigt die in sich gekehrte Mengia Dolf in Wergenstein, sechs ihrer Geschwister wanderten nach Amerika aus, sie blieb zurück und starb 1988 mit neunzig.

Der Grossvater des Schreibenden, Johann Catrina, war dreimal während jeweils mehreren Jahren in Amerika, seine Frau Margreth und die Kinder blieben in Pignia und betrieben die Berglandwirtschaft. Der Vater von vier Söhnen und zwei Töchtern rackerte sich mehrere Jahre in der Goldmine «Gelber Ast» in Randsburg in der kalifornischen Mojave Wüste ab, denn die Zeit, wo Abenteurer auf eigene Faust Gold aus dem Sand wuschen, war Anfang des 20. Jahrhunderts vorbei. Er wurde nicht reich, konnte aber immerhin seiner Familie die sehnlichst erwarteten Dollarchecks ins Schams schicken, was ihr ein etwas besseres Auskommen ermöglichte. Johann Catrina, der 1925 definitiv zur Familie nach Pignia zurück kam, war ein Entwurzelter; lebte er im Schams, sehnte er sich nach Kalifornien zurück, arbeitete er in Kalifornien, hatte er Heimweh nach dem Maiensäss Bavugls und Pignia, wo er 1950 starb. Ein rundes Viertel der nach Übersee ausgewanderten Männer und knapp 15% der Frauen sind wieder heimgekehrt, andere pendelten als Gastarbeiter mehrmals zwischen den beiden Welten hin und her. Manche schoben ihre Rückkehr immer weiter hinaus, weil «Frau Base Fortuna noch nicht gekommen ist», wie ein Unglücklicher aus der Ferne schreibt.

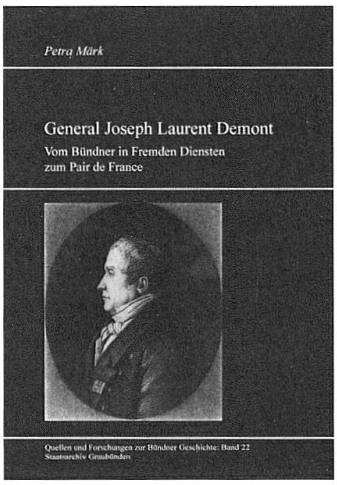
Kulturträger

Übers Ganze gesehen sei die Auswanderergeschichte eher traurig, sagt der Autor. Die Bergler, die fern der Heimat als Melker, Farmarbeiter, Holzfäller, Kohleschaufler, Gewerbetreibende, Kellner, Stassenbauer oder eben Goldgräber arbeiteten, erlebten immer wieder Schicksalsschläge, und manche litten an Heimweh. «Hier hört man keine Glocken», der Titel des Buches, ist ein wehmütiges Zitat aus einem Brief eines Zilliser Auswanderers. Manche fassten aber in der neuen Heimat Fuss, die Familien konnten sich oft jedoch erst in der zweiten oder dritten Generation wirtschaftlich sichern. Einige wenige sind wohlhabend zurückgekehrt, so etwa der Andeerer Christian Mani, der den Ertrag aus seinem in Kalifornien und British Columbia gefundenen Gold in Grundstücken und auf amerikanischen Banken anlegte. Im Schams nannte man ihn respektvoll den «Californier». Als er 1904 starb, hinterliess er seinen Erben Fr. 156 000.–.
Peter Michael realisierte das anspruchsvolle Forschungsprojekt ohne Auftrag aus eigenem Antrieb. Sohn Murezi Michael hat das Buch mit vielen historischen Fotos und Originaldokumenten attraktiv gestaltet. Mit grossem Einsatz konnten die Fr. 50 000.– für Lektorat, Layout und Druck des fast 600-seitigen Werkes bei den Schamser Gemeinden und andern Donatoren zusammengebracht werden. Für den Autor des Buches, das weit über Graubünden hinaus Interesse gefunden hat (und auch verdient), blieb kaum etwas. Menschen wie Peter Michael, die mit Passion, Engagement und Professionalität Goldkörner und auch scheinbar Unbedeutendes aus den Ablagerungen der Vergangenheit waschen, sind wichtige Kulturträger, deren Arbeit von Öffentlichkeit und Politik oft zuwenig wahrgenommen und honoriert wird. Michael beklagt sich nicht. Für ihn überwiegt nach drei Jahrzehnten Arbeit das Positive: «Die Schamser haben mir mit ihren Briefen, Fotos, Dokumenten und den Erinnerungen sehr geholfen, jetzt kann ich ihnen mit dem Buch etwas zurück geben.»

Werner Catrina

Ein Militär in Zeiten der Revolution

Petra Märk. General Joseph Laurent Demont. Vom Bündner in Fremden Diensten zum Pair de France. (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Bd. 22). Verlag Desertina, Chur 2009. 152 Seiten. ISBN: 978-3-85637-375-7.



Die aktuelle militärgeschichtliche Forschung beschränkt sich nicht mehr auf Kriegsanalysen und die Darstellung von Schlachten und Heldentaten in Sieg und Niederlage. Sie analysiert militärisches Geschehen (in Kriegs- und Friedenszeiten) im Rahmen und als Teil der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: ökonomische Wechselwirkungen, Geisteshaltungen, Einbettung in familiale und lokale Traditionen u.a.m.

Genau diesen Ansatz wählt die vorliegende Studie. Und dieser Ansatz verbietet von der ersten Zeile weg den Heldengesang. Die Verfasserin fällt keineswegs auf die Knie in Anbetung des «Divisionsgenerals» und «Pair de France», sondern präsentiert die aussergewöhnliche Karriere eines Bündner Söldners, der nicht zum Vorbild taugt, weil er seiner Karriere zuliebe zu allen Kreuzen kroch. «Aufgrund seines Verhaltens während seiner gesamten militärischen Karriere kann man [...] feststellen, dass er opportunistisch handelte – er begab sich stets auf jene Seite, die ihm persönlich am meisten nützte» (S. 60). Er diente zunächst der Monarchie, trat 1792, einen Tag nach der Entlassung der königlichen Schweizer Regimenter, in die Revolutionsarmee ein, stieg unter Napoleon zum Divisionsgeneral auf, diente dem Kaiser der Franzosen bis zu dessen Sturz – und stimmte am 6. Dezember 1815 als Pair de France und neuerdings im Dienste der wieder inthronisierten Bourbonen für das Todesurteil gegen Marschall Michel Ney, weil sich dieser während den 100 Tagen abermals Napoleon, seinem ehemaligen Kaiser und Freund, angeschlossen hatte.

Soweit so unerbaulich für Demont – sofern man denn grosse Karrieren in revolutionären Zeiten moralisch ausloten darf. Dass dies in vorliegendem Fall überhaupt möglich war, verdankt die Verfasserin der umfangreichen und (glücklicherweise) sehr stark selbstbezogenen Korrespondenz Demonts mit seinen Verwandten. Da er sich selbst offenbart, braucht man ihm keine Masken herunter zu reissen.

Ein Desideratum

Viele Rätoromanen meiner (inzwischen Grosvater-)Generation haben vor vielen Jahrzehnten den «General Demont» von Pater Maurus Carnot und das Drama «General Demont» von Toni Halter gelesen. Diese literarischen Annäherungen an den General und die verschiedenen biografischen Beiträge (mit wissenschaftlichem Anspruch) erfahren durch die Arbeit von Petra Märk eine bedeutende Präzisierung und Erweiterung von Demonts Curriculum. Und unter dem Strich ergibt sich eine völlig neue Gesamtsicht seiner Person. Inwieweit Demonts charakterliches Profil dem Normalverhalten von militärischen Karrieristen (adeligen und/oder bürgerlichen Standes) im Wechselbad zwischen Monarchie und Revolution vor und nach 1800 entsprach (oder nicht), wurde offen gelassen. Um diese Frage zu beantworten, müsste eine sehr aufwendige Reihenuntersuchung seiner Zeit- und Kampfgenossen vorgenommen werden. Ein moralisches Urteil ex nunc muss ohne diesen Hintergrund unterlassen werden – nicht aber die Darlegung der vorhandenen Fakten. Und diese hat die Autorin geliefert; sie erlauben zumindest eine vorsichtige Annäherung.

Märks Studie bringt endlich Klarheit über seine legitime(!) Geburt [illegitimer Herkunft war sein Vater], stellt das Geburtsdatum richtig (28.9.1747) und gewährt Einblicke ins Leben des Pfäferser und Disentiser Klosterschülers «Trips» resp. «General Trips« (seine Spitznamen). Sie liefert auch interessante Details zum zwiespältigen Verhältnis Demonts zu seiner Familie (besonders zu seinem Vater Joseph Marie) und zu seiner sehr starken (und lebenslangen) Beziehung zu seiner Pflegefamilie während der Klosterzeit (Feriendomizil), nämlich diejenige des Barons Peter Anton von Mont-Löwenberg in Schluein.

Märk zeichnet anhand der Korrespondenz das Bild eines jungen Mannes in den 1770er-Jahren: Ein Brocken von 1.80 m, der auf dünnem Boden wandelte, seit seinem Eintritt ins Regiment Waldner v. Freundstein (1764) karrieremässig nicht vom Fleck kam, deswegen mit sich und der Welt unzufrieden war, über seine finanziellen Verhältnisse lebte und denjenigen zürnte, die seine leichtfertig gehäuften Schulden nicht begleichen wollten (z. B. sein Vater). Die Rettung kam erst durch die Beförderung zum Aide-major 1782, die das Ende der Bettelbriefe einläutete. Den Durchbruch brachte seine Aufnahme in die Helvetische Armee 1798: Für den Angriff auf die Schweiz und Graubünden brauchte Napoleon einen orts- und sprachkundigen Befehlsha-

ber: «Vue sa qualité de Grison et de l'Estime qu'il s'est acquise dans ce pays», war Demont der richtige Mann, und er wurde am 5.2.1799, einen Monat vor der Invasion Bündens, zum Brigadegeneral ernannt. Ihm fiel die Aufgabe zu, über den Kunkelspass nach Tamins vorzustossen – was er offensichtlich mit Bravour erledigte.

Der «gute General»

Was nun innerhalb eines Monats geschah, verhalf ihm zum Ruf eines guten Menschen und würdigen Bündners. Mit ihm, dem Einheimischen, konnten die Sursilvans nach ihrem Sieg über die Truppen Loisons ob Disentis in ihrer Muttersprache den Friedensschluss besprechen. Und dem ehemaligen Klosterschüler verdankt zumindest Disentis die (vorläufige) Verschonung vor Brandschatzung – darin sind sich die Zeitzeugen (u. a. Pater Placidus a Spescha) einig. Den schlagenden Beweis dafür, dass ein solcher Befehl von einem anderen Kommandanten bereits erteilt worden war, konnte bisher niemand beibringen – auch Märk nicht, und sie lässt die Antwort deshalb «offen». Wie auch immer: Die Brandschatzung von Disentis mitsamt dem Kloster zwei Monate später ist eine andere Geschichte (bei der die mörderischen Sursilvans sehr schlecht aussehen!) und kann mit Bestimmtheit nicht unserem General angelastet werden. Ehre, wann ihm solche vorbehaltlos gebührt!
Die Details des kriegerischen Geschehens lässt Märk beiseite, ordnet sie in den grossen Rahmen ein und hält sich (kurz kommentierend) an die Zeitzeugen. Diesen Ansatz zieht sie auch im Tirol durch, wo sich die gleiche Situation im selben Monat März 1799 wiederholte. Demont eroberte Pfunds und verbot gegen Bezahlung von 1500 fl. die Brandschatzung (ein damals übliches Verfahren). Rundherum war die Feuerhölle los – bis auf Burgeis. Grund: Auf der dortigen Fürstenburg lebte zu dieser Zeit Demonts geliebter ehemaliger Pflegevater und Onkel (genauer: aug da cusrins) Peter Anton von Mont-Löwenberg und dessen Sohn Peter Anton Moritz mit seiner Gemahlin, einer Freifrau von Rossi. Hier hatten abziehende Einheiten die Brandschatzung vorbereitet. Peter Anton eilte zum Herrn General und auf seine Bitte hin verbot Demont sofort (und mit Erfolg) die Plünderung und Brandschatzung von Burgeis. Für diese Tat bekam Peter Anton in Burgeis einen Grabstein mit ehrenvoller Erinnerung. Die Tiroler Zeitzeugen schreiben die Rettung von Burgeis ihm allein zu. General Demont

hingegen beansprucht diese grösszügige Tat für sich – und ich bin sofort bereit, ihm den entscheidenden Verdienst zuzugestehen, denn er allein hatte das Recht und die Macht, einen solchen Befehl zu erteilen und durchzusetzen. Sein von ihm verehrter Onkel kam als Bittsteller mit leeren Händen und war als solcher auf die Gnade seines Neffen angewiesen. Und dieser bewies ihm seine grosse Dankbarkeit für die Zeit auf Löwenberg und für die gelegentliche materielle Unterstützung des jungen Luftikus. Auch hier gilt: Ehre, wann ihm solche vorbehaltlos gebührt!

Die Franzosen mussten nach dem Sieg von Erzherzog Karl über die französische Rheinarmee von General Jourdan und Problemen in der Lombardei schnell wieder aus dem Vinschgau verschwinden. Am 2.5.1799 wurde Demont bei Susch gefangen genommen und nach St. Veit/Kärnten deportiert. Ende Mai 1800 wurde er nach Völkermarkt verlegt, wo er bis zu seiner Entlassung am 5.1.1801 verblieb. Während dieser Zeit pflegte er eine intensive Korrespondenz mit Emilie von Rossi, der Frau seines Vetters (2. Grades) Peter Anton Moritz auf der Fürstenburg. Darin ist häufig die Rede von Graubünden, «notre pauvre pays» «ma pauvre Patrie», die kriegsgeschundene patria, die ihm offensichtlich sehr am Herzen lag. A part: Mit dem während der gleichen Zeit in Innsbruck resp. Graz weilenden «Franzosenfreunden» scheint er keine Korrespondenz geführt zu haben.

Nach der Freilassung forderte er zweimal bei Napoleon höchst persönlich (und ohne Erfolg) 40 000 Francs Entschädigung für den während der Gefangenschaft erlittenen materiellen Verlust. Er hadert in diesen Jahren in den Briefen mit seinem unsteten Leben und dem Preis für seine Laufbahn als Soldat (u. a. der Verzicht auf eine Ehe), nimmt aber alles fatalistisch an.

Sein Einsatz für die Rückgabe der 1799 von der Confisca eingezogenen Veltliner Güter seines Onkels Peter Anton führte, wie bei allen anderen Geschädigten, vorerst zu nichts. Nebenbei zur zahlenmässigen Ergänzung von Märk: Gieri Dermont weist in seiner Studie über die Confisca 41 699.26/bereinigt 32 400 fl. konfiszierte Demont-Güter aus, eine im Verhältnis zu den meisten anderen geschädigten Bündnern sehr hohe Summe.

Nach der Freilassung kommandierte er zunächst französische Truppen im Tirol, wurde dann via Strassburg am 20.9.1801 nach Belgien versetzt, war während zwei Jahren Departements-Kommandant in Gent und ab Oktober 1803 von Brügge aus in die Vorbereitungen für die (schliesslich abgesagte) Invasion Englands involviert. Für die Krönung seines Herrn Napoleon zum Kaiser im Dezember 1804 weilte er in Paris. Nach der Schlacht bei

Austerlitz wurde er zum Divisonsgeneral befördert und war nun endlich am Ziel seines militärischen Ehrgeizes angelangt. Im Mai 1806 ernannte Napoleon ihn noch zum Sénateur (Legislative des Kaiserreiches).
Ab 1808 (nach 13 Monaten ohne militärische Funktion) hatte er diverse Kommandos an verschiedenen Orten inne. Bei seinem Einsatz in der Schlacht bei Aspern-Essling bei Wien im Mai 1809 wurde ihm das Pferd unter dem A.... weggeschossen und er konnte von da an wegen dem Aufbrechen mehrerer früherer Verletzungen an den Knien nicht mehr ohne fremde Hilfe aufs Ross steigen. Zurück nach Paris verschwinden seine Spuren bis im März 1812, und nach einem letzten Spezialauftrag ab November 1813 als Kommandant der Nationalgarde in Strassburg war Ende Feuer für den General. Am 4.6.1814 wurde er von König Louis XVIII zum Pair de France ernannt; die 155 Pairs leisteten Ehrendienste am König, hatten einen Sitz im Parlament und im königlichen Gericht für Staatsverbrechen. Demont blieb in diesen Ehren auch über die berühmten 100 Tage Napoleons hinaus – als nunmehr treuester Diener seines neuen Herrn und Königs. Am 6.12.1815 stimmte er für das Todesurteil über Marschall Michel Ney (Kriegskamerad und ebenfalls Pair de France) wegen dessen Anschluss an den Elba-flüchtigen Napoleon. Demont zeigte sich dabei wieder als erprobter Opportunist – immer total ergeben der ihm gerade nützlichen Seite. Und er fühlte sich sehr wohl dabei, wie aus seinem (vermutlich) letzten Brief vom 12.6.1817 an seine Verwandte hervorgeht. Darin steht: Ich bin – „notre bon roi" Louis XVIII sei Dank – auf dem Olymp der französischen Gesellschaft angelangt als General [wohl gemerkt von Napoleons Gnaden und in dessen Dienst!] und «Membre de la Chambre des Pairs de France et par là siègeant avec les personnes les plus Illustres du Royaume» (S. 121). Chapeau!
Demont starb am 5.5.1826 mit 79 Jahren in Paris und erhielt ein Grab auf dem Friedhof Père Lachaise. Sein Name figuriert auf der Ostseite des Arc de Triomphe in Paris. 2007 setzte man im Beisein des Schweizer Botschafters eine Stele auf dem schlecht erhaltenen Grab.
Zum Schluss: Märks wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Demont macht einmal mehr deutlich: General Demont bietet alle Ingredienzen für eine neue literarische Bearbeitung – nicht seiner (nicht vorhandenen) Geradlinigkeit oder Vorbildtauglichkeit wegen, sondern als Kind einer Zeit, welche viele Standhafte zerbrach und windige Anpasser nach oben schwemmte. Aus solchem Stoff kann (zeitlos) bedeutende Literatur entstehen.

Herzlicher Dank gebührt Ursus Brunold, Adjunkt im Bündner Staatsarchiv, für die sorgfältige Betreuung dieses Werkes und der QBG-Reihe.

Adolf Collenberg